

Mara Genschel

## ~~DAS FENSTER ZUM HOF~~

*Aus dem Amerikanischen von Jürgen Bauer und Edith Nerke*

Ach, wie herrlich es wäre, wenn ich diese Geschichte so nennen könnte, siehe oben. Es ist der beste Titel der mir je eingefallen ist. Aber, seien wir ehrlich: das würde einfach nicht der Wahrheit entsprechen! Das Fenster, um welches es geht, ist nämlich eins zur Straße raus, einer großen Straße. „Hauptverkehrsader“ würde ich schreiben, wenn es nicht so nach „Blut“ klänge.

Lange Zeit war es „mein“ Fenster. Mein Schreibtisch stand gleich davor, ich verbrachte damals viel Zeit an seiner leeren, verheißungsvollen Oberfläche, denn ich war gerade erst von Trenton, New Jersey nach Kreuzberg gezogen, um etwas schnelles Geld zu machen. Man hatte mich angeheuert, einen guten Kriminalplot für eine deutsche Vorabendserie zu entwerfen, weil, so mein Boss, „die Deutschen das einfach nicht hinbekommen, Tenny.“ Und, mal ehrlich: die Reihe hieß „TATORT“ (AT) und das war mir Beweis genug.

An diesem Schreibtisch zu sitzen, gab mir schon mal das gute Gefühl, auf dem richtigen Weg zu sein. Wir waren ein echtes Team. Seine Tischkante ging gewissermaßen über in eine schmale Fensterbank, auf der eine Reihe von Gegenständen ihres Beschriebenwerdens harrten. Nicht jedoch von mir! Ich war nie der Typ Schriftsteller, der über die Gegenstände auf seiner Fensterbank geschrieben hätte! Deshalb ließ ich meinen Blick meistens durch die Fensterscheibe gleiten: auf alles, was dahinter lag. Aber, ich kann euch sagen! Das war gar nicht mal so leicht.

Um zum Beispiel zu erkennen, was auf der großen Straße vor sich ging, wenn es mal wieder gekracht hatte, musste ich mich jedesmal von meinem Bürostuhl erheben und meinen Oberkörper über den Tisch beugen, was einer gymnastischen Übung übel glich. Die Ereignisse waren dann meist nicht der Rede wert. Mal war es ein demolierter Kleinbus, der, noch im Wendemanöver begriffen, von einem LKW erfasst und zerquetscht aus der Kreuzung ragte — mal ein betrunkenes Mütterchen, das grölend mit einer Wodkaflasche auf die Motorhaube einer Uber Limousine eindrosch. Und immer wieder waren es Demos, Demos gegen dies, Demos gegen das, meistens gegen Krieg, dann

wieder gegen das Klima, ein einziges Geschrei. Gott, wer wollte da noch den Überblick behalten.

Außerdem hatte ich es mir angewöhnt, beim Arbeiten meine Cowboystiefel zu tragen, und weil sie mit der Zeit schwer wurden, legte ich oft die Füße hoch, auf die Schreibtischplatte. Das war vielleicht bequem! Aber es schränkte meine Beweglichkeit noch zusätzlich ein. Ich beschloss deshalb an einem bestimmten Punkt meines Manuskripts, auf akustische Reize zu pfeifen. Ich setzte Kopfhörer auf. Ich hörte weg. Mit anderen Worten, ich wurde immer cooler. Ich wurde zu genau dem Typ Schriftsteller, der niemals seine Körperhaltung großartig verlagert hätte, nur um einem *Sound*, irgendeinem soundmäßig angekündigten, vermeintlichen „Ereignis“ beizukommen. Berlin stand mir verdammt gut!

Nun. Das Fenster, aus dem ich in meiner bevorzugten Körperhaltung hinausblickte, hatte ein auf der anderen Straßenseite sich befindendes Pendant, einen Zwilling. Aus der besagten, halbliegenden Position, konnte ich im Grunde nur dieses eine Fenster „richtig“ sehen. Dieses Fenster und, wie erwähnt: die Gegenstände auf meiner Fensterbank. Und weil mich wie gesagt „keine zehn Pferde“ dazu gebracht hätten, über die Gegenstände auf meiner Fensterbank zu schreiben, begann ich, den Plot so zu drehen, dass es darum ging, was ich hinter diesem Fenster so alles zu sehen bekam. Entsprechend ist der eigentliche Titel dieser Story folgender. (Mag sein, vielleicht ist er noch nicht ganz optimal.)

## DAS „ANDERE“ FENSTER

Die Geschichte beginnt morgens um Punkt halb zehn. Jeden Morgen nämlich, um Punkt halb zehn öffneten sich die Doppelfenster von einer quarkigen Hand geführt und blieben exakt fünf Minuten weit geöffnet in einem Luftaustausch von Feinstaub, CO<sub>2</sub> und Schlaf. („Ausgeatmetem“.) Nach besagten fünf Minuten kam stets dieselbe quarkige Hand, schloss die Doppelfensterkonstruktion geräuschvoll trotz größtmöglicher Behutsamkeit und klemmte den Vorhang in eine improvisierte Vorrichtung beiseite, woraufhin auch der zur Hand gehörende Körper in Erscheinung trat und somit seinen ersten „großen Auftritt“ des Tages hatte: Es handelte sich um die Lyrikerin Martha Gescheul.

Yeah, ihr fragt euch jetzt vielleicht: WHO THE FUCK? Aber ich kann euch versichern: ich wusste es nicht deshalb, weil sie sonderlich „berühmt“ gewesen wäre. Ich hab schlicht und einfach irgendwann mal aufs Klingelschild geguckt und ein wenig kombiniert.

Die anderen Namen waren folgende: xxxxx, xxxx, xxxxxxxxxxxxxxxx. Im dritten Stock: xxxxxxxxxxx / xxxxxx, xxxxxxxx, xxxxxxx / xxxxx / xxxxxxxxxxx / xxxxxxxx, xxxxxxxxxxxxxxxx  
Im zweiten Stock: xxxxxxx, xxxxxx / xxxxxx / xxxxxxxxxxxxxxxx, xxxxxxxx / xxxxxxxxxxxx. Und erster Stock: xxxxxxx, xxxxxxxxxxxx, xxxxxxx / xxxxxxxxxxx

Soweit ich weiß, waren das alles Leute, Jüngere aber auch Ältere, die überall immer „Wir“ sagten, „Wir dies, Wir das...“ Der Großteil von denen hatte sich vor ein paar Jahren proaktiv dafür eingesetzt, dass das Haus der privaten Immobiliengesellschaft, in deren kalten Fingern der Sozialwohnraum schlechtsaniert auf ein Ablaufen der Bindungsverträge wartete, endlich von der öffentlichen Hand zurückerobert werde. Und damn, was soll ich sagen. Sie waren erfolgreich gewesen! Tags, Hashtags, Verschlagwortung, Projektlabels, hin oder her. Es hatte geklappt. Ich wusste das zufällig, weil ich vor ein paar Monaten für eine Dokumentation mal halbherzig Infos darüber zusammengegoogelt hatte. Wie immer war aber irgendein „Team“ schneller gewesen, und noch bevor ich überhaupt einen Projektordner auf meinem Desktop für das Material anlegen konnte, war ihr Feature schon in der ARD-Mediathek abrufbar gewesen. Aber das war mir egal. Ich nahm es wie alles: total easy.

Die Lyrikerin Martha Gescheul, war, soweit ich das einschätzen konnte — wie ich — noch auf das gute, alte „Ich“ geeicht. Von der Wohnraumaktion jedenfalls wusste sie nichts, wie sollte sie auch, sie sprach ja mit niemandem. Nur wenn eines der Doppelfenster klemmte, zischte sie einen deutschsprachigen Fluch in Richtung Glasscheibe, und, als würde er darin gespiegelt, verquoll ihr Gesicht daraufhin zur „Doppelrahmstufe“. Generell war es eine ziemlich trostlose Angelegenheit sie zu beobachten, das kann ich schon mal vorweg nehmen. Hin und wieder überlegte ich auch, ob ich die Aktion nicht abbrechen und nach einer neuen Methode suchen sollte. Aber jedes Mal wenn ich meine Cowboystiefel vom Tisch nahm, führte das sofort zu einem Krampf im Beckenbereich. Und kaum hatte ich meine unglaublich bequeme Körperhaltung wieder eingenommen und meinen Blick Richtung Fenster gelenkt, hatte ich das untrügliche Gefühl, dass das Ganze noch zu irgendwas gut sein würde. Meistens machte die Gescheul zu dem Zeitpunkt gerade ihre Kniebeugen. (Sie wurde von Tag zu Tag schlechter.)

Ich weiß gar nicht mal, ob sie sich eigentlich unbeobachtet fühlte. Oder ob ihre Selbstwahrnehmung als Publizistin jegliche Schamgrenzen komplett verschliert hatte, und es insofern egal war, weil sie ohnehin jeden Fetzen, und wenn er nur als „Möglichkeit einer Veröffentlichung“ wie ein hängengebliebenes Transparent in ihr Fenster hineinflatterte, dankbar annahm. Manches Mal schien es mir jedenfalls, als sei ihre schiere, potenzielle Beobachtbarkeit der einzige Inhalt ihres schriftstellerischen Tuns. Ich konnte sie, wenn sie sich nach ihren Kniebeugen kurz entfernte und mit einer dieser dampfenden Tassen zurück zu ihrem Tisch ans Fenster kam, ihren Laptop zwar aufklappen — jedoch nicht wirklich daran schreiben sehen. Eher starrte sie. Ja, selbst auf die Distanz hin schien es mir, als würden ihre Pupillen jenes ruckartige Hin und Her, das beim Lesen kleinster Buchstaben auf einem Screen normalerweise entsteht, komplett entbehren! Sie blieben still! In meinen Augen also *las* sie nicht einmal... Aber was tat sie dann? Sie schaute tief und stundenlang in den Screen hinein. Selten, aber hin und wieder schüttelte sie wie aus einer Trance erwacht den Kopf und rieb sich das Gesicht. Manchmal stand sie auf und lief ein wenig durch den Raum. Manchmal stieß sie ihre Tasse um. Heulte sie auch? Mag sein. Die Menschen, Baby, heulen aus den überraschendsten Gründen.

Hin und wieder fragte ich mich, ob ihre partielle Erregtheit — das Auf- und Ablaufen, die Tränen — mit diesem Laptop, diesem *Screen* zusammenhing. Sie verbrachte im Gegensatz zu mir jedenfalls erstaunlich wenig Zeit damit, durch ihr Fenster zu schauen und mit ihren Nachbarn sprach sie wie gesagt auch nicht. Es war offensichtlich, dass dieser *Screen* eine Art magische Sogwirkung haben musste. Nichts — weder meine unermüdlichen Beobachtungen, noch die Kollateralschäden unten in der „Hauptverkehrsader“ — vermochten es, ihre Aufmerksamkeit diesem unendlichen Strom geheimnisvoller Weltvorgänge zu entreißen.

Je länger ich so darüber nachdachte, desto mehr erinnerte mich das Ganze an den guten alten Tennyson und seine Ballade über diese Lady of Schell-Dingsbums. Wie hieß sie noch gleich? Jedenfalls nicht Lady of Gescheul, haha. Ich kriegte es nicht mehr ganz zusammen, aber irgendwas mit Lilien und Spiegeln, verdammt ich habe einfach eine Schwäche für diesen präraffaelitischen Scheiß. Ein Boot. Auf dem Boot stand ihr Name. Nein! Sie hat ihren Namen selbst auf das Boot geschrieben und ist eingestiegen und abgenippelt. Aber erst am Ende. Vorher hat sie geschuftet, im Sinne von geschaffen, geschöpft, allerdings unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Ob an Kunst, Kunsthandwerk

und/oder sogenannter Hausarbeit — unklar. Kann man heute nicht mehr auseinanderhalten, die Tätigkeits-Codes dieser gefaketen Renaissance. Sie durfte dabei jedenfalls nicht aus dem Fenster sehen. Und als sie es doch einmal tat, ging alles zu Bruch.

Immerhin, jetzt hatte ich schon einen etwas besseren Titel.

## DAS MAGISCHE FENSTER DER MARTHA GESCHEUL

Ein anderer möglicher Titel für die Geschichte wäre auch einfach nur: DER BRUCH. Sie beginnt noch mal etwas anders. Klassischer.

*Ihren Namen kannte ich nicht. Aber eines Tages waren Handwerker an ihrem Fenster zugange. Sie dichteten irgendwas ab. Was war passiert?? Wie ich mich auch verbog und mir den Hals verrenkte: Ich konnte es nicht erkennen. Die Handwerker hatten undurchsichtige Plastikplanen hinter die Rahmen geklebt, weiß der Teufel warum. Vielleicht hatte sie ihre Tasse heute in die falsche Richtung geschleudert? Oder einer ihrer deutschsprachigen Flüche hatte schlussendlich den Ruf erhört und die Doppelfensterkonstruktion in sich zusammenstürzen lassen? Vielleicht — und nur vielleicht! — versuchten sie dort aber auch gerade, einen... MORD zu vertuschen!*

Nun, es war jedenfalls keine Durchsicht mehr möglich. Wenn ich weiterschreiben wollte, blieb mir nichts anderes übrig, als die Stiefel vom Schreibtisch zu ziehen, mir den Staub aus dem Leder zu klopfen, den Hut vom Haken zu nehmen und die große Straße zu überqueren, um am Klingelschild ihres Hauses nach dem Rechten zu sehen. Als ich die Wohnungstür hinter mir zuzog fiel mir auf, dass ich meine Wohnung schon eine ganze Weile nicht mehr verlassen hatte. Ein Jahr? Zwei Jahre? Ich konnte es gar nicht mehr genau sagen. Auf der verkrusteten Fußmatte klebten noch Reste des Splits aus dem Winter, in dem es das letzte Mal Schnee gegeben hatte. Waren es etwa schon fünf? Ich drehte den Schlüssel im Schloss und machte mich an den Abstieg.

Erst auf dem dritten Treppenabsatz fiel mir ein, dass ich meine Achtunddreißiger im Safe vergessen hatte. Ich verdammter Idiot! Meine Hüfte tat schon weh. Ich lehnte mich kurz an den Handlauf des Geländers. Das war mir jetzt eigentlich fast schon zu viel *Action*. Ich

schnaubte tief aus und verlagerte ein wenig mein Gewicht um die Hüfte zu entlasten. Ich fühlte das kühle Holz am Rücken. Was, wenn ich das hier nicht mehr schaffen würde?

Plötzlich fehlte mir mein Pferd sehr. Ich hatte es damals natürlich zurücklassen müssen, in Trenton, New Jersey. Winny. Was sie wohl gerade machte? Lebte sie überhaupt? Zu spät bemerkte ich die Träne, die mir über meine gegerbte Wange hinunter in den Mundwinkel rann. Verflucht! Jetzt flennte ich schon rum, wie die Gescheul.

Ich ging in mich. Es hatte keinen Sinn, hier noch weiter den Aktivisten zu mimen. Am besten wäre es für alle, wenn ich einfach wieder in meiner Wohnung verschwände und an meinem bisher ja gar nicht mal so üblen Skript weiterschriebe. Meine Berufung. Mein Projekt. Manche Sachen dauerten halt. Ich könnte mir ja einen Drink mixen. Yeah, das war sogar die beste Idee des Tages bisher. Ich wollte nur noch ein wenig verschnaufen.

Ich dachte an Winny. Ich hatte sie damals so genannt — nachdem ich sie höchstpersönlich zugeritten hatte — weil ich dachte, dass sie wie ich stets auf der Seite der Gewinner leben sollte. Jedenfalls wünschte ich ihr das von ganzem Herzen. Winny war eigentlich ein Auto. Aber das konnte und durfte ruhig mein schmutziges kleines Geheimnis bleiben.

Ich nahm meine Kopfhörer ab und horchte kurz auf. In irgendeiner der Wohnungen war ein Kochtopf oder ähnliches auf den Fliesenboden gescheppert. Dem folgte ein Fluch, ich schätzte, auf türkisch. Außerdem lief ein Fernseher. Ansonsten war alles ruhig. Wenn außer mir keiner im Treppenhaus war, konnte ich mich auch ebensogut kurz auf die Treppenstufe setzen, dachte ich mir. Meine Kniegelenke knackten, als ich mich niederließ. Die Stiefel knarzten. Good old Boots. Jemand Jüngeres müsste mal aufkreuzen, jemand Jüngeres mit einem anderen Leben.

Ich erschrak. Verflucht, das hatte ich doch genau so schon mal irgendwo formuliert! Nur wo? Ich massierte meinen Hinterkopf und ging noch mal alle Texte durch, die ich je geschrieben hatte. Es waren zwei. Wenn ich ehrlich war, waren sie beide miserabel. Das konnte ich sogar aus dem Gedächtnis heraus beurteilen. Wenn ich wenigstens die Achtunddreißiger nicht vergessen hätte! Ich könnte unter beide jetzt sofort einen schönen „Punkt“ machen. „In Rot“.

Gott! Wo war eigentlich mein Scharfsinn hingekommen, auf den ich mich all die Jahre immer verlassen hatte? Wo meine sprühende Energie? Mein untrügliches Gespür für *Plots* – vor allem wenn sie eine kriminalistische Pointe hatten?

War es am Ende gar eine Frage der Potenz? Fehlten mir, nach all den Jahren die ich mit den Stiefeln auf dem Schreibtisch an „meinem“ Berliner Fenster verbracht hatte, urplötzlich etwa die sprichwörtlichen *Eier*? Hatte ich deshalb auch die Achtunddreißiger oben vergessen? War es das? War ich nichts weiter als eine *lame duck* geworden? Womöglich nie was anderes gewesen? War *lame duck* überhaupt der richtige Ausdruck für meine Belange? War ich nicht eigentlich sogar eine Art... *Klischee*?

Mein Puls ging hoch und ich versuchte, so ruhig wie möglich die Konsequenzen dessen zu überdenken, was ich gerade in aller Schonungslosigkeit analysiert hatte. Niemand durfte je davon erfahren. Wenn *das* tatsächlich meine Bestimmung sein sollte, war das einzige was ich tun konnte, diesen Umstand so lange wie möglich zu vertuschen.

Ich überlegte weiter. Fast war nun alles verloren. Aber das musste nicht unbedingt das Ende bedeuten. Im Gegenteil! Wenn ich es recht betrachtete, war dies nun überhaupt erst der Anfang von allem. Und die Lösung lag direkt vor mir. Gleich auf der anderen Seite der Straße.

Ich musste nur in die Wohnung der Gescheul reinkommen, irgendwie. Zur Not musste ich sie eben mit meinen gichtigen Fingern erwürgen. Und sobald ich freie Bahn hätte, würde ich sie zu dem machen, was das Schicksal ursprünglich mit mir vorgehabt hatte. Hah! Ich könnte mich an ihren Schreibtisch setzen und den ganzen Kriminalfall aus *ihrer* Perspektive beschreiben. Lyrikerin, haha. Klischee! Zur Veranschaulichung würde ich das Material benutzen, das ich in ihren dürren Kladden vorzufinden hoffte. Und wenn sie nichts hatte – nun. Das würde immerhin bedeuten, dass diese Lyrikerinnen auch nichts anderes waren als Simulakren. Das reinste Win-Win Spiel. Perfekt für einen schönen, deutschen Krimiplot. Und witzig auch! Die Zuschauer würden sich auf ihren Teppichen kringeln vor Lachen.

Diese Idee durchströmte mich. Sie durchströmte mich warm, wie alle guten Ideen. Sie erleichterte mich. Die Erleichterung floss durch meinen ganzen Körper, wie guter Urin. Sie war wie ein Stöpsel, der gezogen wurde. Alles war gut. Wie ein junger Teen sprang ich die

letzten, vollgekotzten Stufen durch das Treppenhaus hinab und trat mit der lässigsten Geste meines Lebens hinaus auf die Straße.

*Anmerkung der Übersetzer\*innen:*

*Hier endet das Fragment, zumindest in der Fassung, die uns als Dokument REAR\_WINDOW\_firstshot.doc vorliegt. Der anonyme Autor, der offenbar verschiedene, völlig in die Irre führende Pseudonyme (Cornell Woolrich, Alf Tennyson) nutzte, war kurz vor Fertigstellung der ersten Szene bei dem Versuch, die Straße vor seinem Haus zu überqueren, spurlos verschwunden. Augenzeugenberichte sind allesamt widersprüchlich. Einzelne Passant\*innen berichten von einem Pickup-Truck mit amerikanischem Kennzeichen, das den lediglich hinkend und „dann auch noch bei Rot!“ sehr langsam sich fortbewegenden „Cowboy“ erfasst, auf die Tragfläche geschleudert und mit ihm davongefahren sei. Andere wollen gesehen haben, wie er wortlos zum nahegelegenen Landwehrkanal geeilt, ein Gummiboot aus seiner Vertäuung gelöst und mit seinem Namen (Cornell Woolrich? Alf Tennyson?) beschriftet habe. Daraufhin sei er „mit leerem Blick“ hineingestiegen und, von Schwänen und Wasserratten begleitet, stromabwärts getrieben – niemand wisse, wohin.*

*Nur eine einzelne Beobachterin weicht von beiden dieser Theorien gänzlich ab. Es handelt sich um die Nachbarin einer gewissen „Martha Gescheul“, die zu Protokoll gab, gehört zu haben, wie der anonyme Autor erst gewaltsam versucht habe, in die Wohnung der nicht sehr bekannten deutschsprachigen Lyrikerin einzudringen. Dieser Versuch sei jedoch kläglich gescheitert. Durch die einigermaßen massive Wohnungstür hindurch habe es daraufhin einen kurzen, aber heftigen Schlagabtausch amerikanischer und deutscher Beschimpfungen gegeben, nach welchem die „Tennyson für Arme“ dem „Drehbuchfuzzi“ jedoch freiwillig Einlass gewährt habe. Ob die beiden sich daraufhin „im Stillen vermählt“, wie es die Nachbarin ausdrückte, oder, was ihr wahrscheinlicher vorkäme, die Lyrikerin den Eindringling „gekillt“ und auf „lyrische“, ergo „diskrete“ bzw. „blumige“ Weise „entsorgt“ habe – das sei ihr im Grunde egal, die Geschichte habe sie ohnehin von Anfang an zu Tode gelangweilt. Die Ermittlungen stützen sich derzeit hauptsächlich auf eine Kinderzeichnung ihres Enkels, die eine lachende Sonne und ein eingetrocknetes Fleckchen Erbrochenes auf einem ansonsten makellos weißen Blatt Papier zeigen. Der Tatort mit dem Arbeitstitel „Das Fenster zum Hof“ wurde nie gedreht, was aufgrund des exzellenten Titels bis heute Bedauern in der Redaktion auslöst.*